

PROLOG

Raphael

Dunkelheit. Stille.

Zeit ist Licht. Zeit ist Geräusch, ist Bewegung. Also gibt es hier keine Zeit. Bis plötzlich der Fernseher zum Leben erwacht, dann läuft die Zeit ruckartig wieder an, läuft, bis der Bildschirm dunkel wird und der Ton verstummt. Und bleibt stehen.

Wie lange bin ich schon hier? Ist es draußen Tag oder Nacht?

Wenn ich die Augen zumache, träume ich von Papaya. Das ist komisch, weil es eigentlich gar keine Rolle spielt, ob meine Augen offen sind oder nicht. Aber sobald ich die Lider hochklappe, springt in meinem Kopf eine kleine Maschine an, die alle inneren Bilder löscht. Dann *sehe* ich die Schwärze.

Anfangs dachte ich, da wäre ein haarfeiner Lichtstreifen unter der Tür, aber das war reine Einbildung, der Wunschvater des Gedankens. Es ist eine schwere eiserne Schutztür, deren vorspringende Innenfläche den Türrahmen auf allen Seiten ein kleines Stück überdeckt. Den warmen Ölgeruch – vermutlich war das hier mal ein Heizungskeller – nehme ich schon gar nicht mehr wahr.

Ich kann nicht mit offenen Augen träumen. Nicht mehr. Ich erinnere mich an meine Lehrerin, damals, als ich noch zur Schule gegangen bin, als Kinder noch zur Schule gingen. »Raphael, träumst du schon wieder mit offenen Augen?« Dabei hatte ich nur aus dem Fenster geschaut und an interessantere Sachen gedacht. Aber Denken – das war nur die Beschäftigung mit dem Unterrichtsstoff, alles andere hieß Träumen. So viel Verachtung in so einem unschuldigen Wort.

Inzwischen kenne ich ihn sehr genau, den Unterschied zwischen Denken und Träumen. Mein Vater will, dass ich nachdenke. Als ob das irgendwas nützen würde. Gedanken sind Lichtkegel auf die Wände um mich herum, auf das Eingesperrtsein, das Ausgeliefertsein. Auf die Ungewissheit und die Hilflosigkeit. Sie drehen sich im Kreis. Sie sind der Tod. Aber wenn ich von Papaya träume, dann verlieren die Mauern ihre Substanz. Dann ist *sie* real, sie ist bei mir und hält mich fest.

Vielleicht hätten sie uns in der Schule lieber beibringen sollen, wie man träumt.

Der Fernseher hinter der bruchfesten Kunststoffscheibe auf dem kleinen Tisch, die einzige, unerreichbare Lichtquelle, ist dunkel. Er hängt an einer Zeitschaltuhr; jeden Tag wirft er endlose Stunden lang seine flackernden Bilder in den Raum. Blut und Gewalt. Schreiende, sterbende Menschen. Der DVD-Player ist auf Endloswiederholung geschaltet. Ich komme mir vor wie einer der von einem Virus infizierten Laboraffen in der Anfangssequenz dieses Horrorfilms, die beim Anblick der Gewaltszenen, die man ihnen auf Monitoren vorspielt, tollwütig werden. Aber nicht ich bin es, der wütend wird. Das will mein Vater einfach nicht kapieren. Stattdessen befällt *ihn* manchmal eine plötzliche, blinde Wut, das spüre ich genau, auch wenn er sich große Mühe gibt, es zu verbergen.

Ja, ich weiß: Das ist meine Schuld. Ich kann es ihm nicht verdenken, dass er mich angekettet hat.

Ich taste nach der Plastikflasche neben der Matratze, schraube den Deckel ab und trinke einen Schluck. Jedes Mal, wenn er kommt, bringt er mir was zu essen und eine neue Flasche, und bevor er geht, leert er draußen den Eimer aus.

Es ist kühl in dem Raum – die Schellen umschließen meine Handgelenke wie zwei Reife aus Eis –, aber ich schwitze in den warmen Sachen, die ich auf dem Bauernhof bekommen habe. Die zerschlissene Wolldecke liegt irgendwo zu meinen Füßen.

Ich schlüpfte mit den Schultern aus der Jacke und lehne mich an die Wand. Neben mir steigt das kalte Eisenrohr hoch, hinter dem die Kette durchläuft. Nicht einmal das leiseste Summen irgendwelcher Geräte oder Maschinen ist zu hören. Von draußen dringt kein Laut herein. Ich stelle mir den Kellergang jenseits der Tür vor, sehe meinen Vater mit Essen und frischem Wasser kommen.

Dann warte ich. Was soll ich auch sonst tun.

Ich schlafe eine Weile. Die Flasche ist fast leer, und auch den Eimer habe ich schon zweimal benutzt.

Ich habe Hunger.

Papaya ...

Ich schrecke hoch. Ein Schlüssel dreht sich im Schloss der Metalltür. Ich höre, wie die Klinke heruntergedrückt wird, und die Tür geht auf. Das Licht, das von draußen hereinfällt, ist so grell, dass ich die Augen zukneifen muss. Als ich sie langsam wieder öffne, zuerst nur einen Spaltbreit, sehe ich seine Silhouette in der Tür, einen Schattenriss in einem Neonrechteck. Einen verrückten Moment lang kommt es mir so vor, als wäre er wirklich nur ein Schatten, wie eine mit den Fingern geformte Figur, die von einer Lichtquelle in meinem Rücken dorthin projiziert wird.

Aber wie formt man einen Schattenvater mit einem Fleischermesser in der Hand?

ERSTER TEIL

Djibril
13 Jahre

1

Sie wanderte noch ein letztes Mal durch die leeren Räume, bevor die Wagen kamen.

Es war ein strahlender Sommertag. Die Sprossen der Fenster unterteilten die Welt draußen in lauter Farbrechtecke – blauer Himmel, grünes Laub, weißer Kies – und malten Schattenkreuze auf die uralten geölten Eichendielen. Im ganzen Haus roch es nach frischer Kaseinfarbe und Orangenöl. Marion ging in die Diele und stieg die Holztreppe hinauf. Ihre Hand strich über das weiß lasierte Geländer. Sie wandte sich nach rechts, in den »Kinderflügel«, und betrat Katarinas Zimmer.

Der blaue Himmel mit den Schäfchenwolken, der dort, wo das Bett stehen würde, in einen gestirnten Nachthimmel überging, kam ihr noch immer ein bisschen zu kindlich vor für ein Mädchen, das nächste Woche seinen ersten Schultag erleben würde, aber ihre Tochter war nicht umzustimmen gewesen, und so hatte Lutz, teilweise auf der Leiter balancierend, im Schweiß seines Angesichts die Dachschräge angepinselt, begleitet von Taris kritischen Kommentaren (»mehr Blau, und die Wolken sehen noch ganz platt aus!«). Vor allem der Übergang zum Nachthimmel hatte seine eher begrenzten künstlerischen Fähigkeiten dann doch überfordert, fand sie jetzt, aber das würde sie ihm lieber nicht sagen. Hauptsache, Tari gefiel es; schließlich war es ja ihr Zimmer. Mit etwas gutem Willen konnte man sich einbilden, dass der gemalte Himmel nahtlos in den echten überging, ein Cabrio-Zimmer, das die Welt zu sich einlud, ein offener Salonwagen auf der Reise in eine freudig erwartete Zukunft. Die samtgelb gestrichenen Wände ließen den ganzen Raum leuchten.

Raphaels Höhle lag unmittelbar gegenüber. Die Wände schillerten in jenem kränklich-trüben Grün, mit dem sich britische Renn-

wagen früher unsichtbar gemacht hatten. Raf war nur mit Mühe davon abzubringen gewesen, auch noch die Dachschräge in diesem schallschluckenden Farbton zu streichen. Nun ja, die Poster von Eminem, 50 Cent – und wie seine Rap-Helden alle hießen – konnten das Zimmer nur heller machen. Hauptsache, es gab genug Steckdosen. Und natürlich WLAN.

Unmittelbar gegenüber der Treppe lag das Badezimmer. Eine Klappe mit integrierter Leiter in der Decke über dem Treppenabsatz bot Zugang zum Dachboden. Links von der Treppe schloss sich der »Elterntrakt« an: neben dem Badezimmer das Schlafzimmer, gegenüber Marions Arbeitszimmer. Sie öffnete die beiden Kassettentüren, sodass sie in die kleinen, gemütlichen Räume hineinschauen konnte, und stellte sich vor, wie es darin bald aussehen würde. Dann stieg sie wieder ins Erdgeschoss hinunter.

Am Fußende der Treppe wandte sie sich nach links und betrat die geräumige Küche. Sie blieb in dem hellen, gefliesten Raum mit den vielen Einbauschränken und dem Gasherd stehen und dachte voller Vorfreude an die leckeren Gerichte, die Lutz hier zubereiten würde.

Auf der anderen Seite der Diele lag der Wohnraum. Jeweils zwei Bogenfenster gingen nach vorn und nach hinten hinaus. An der Stirnseite des Raumes prangte der mit einem Pellets-Heizeinsatz ausgestattete Kachelkamin.

Sie öffnete alle Fenster und sog die warme Sommerluft tief in die Lungen. Eine leichte Brise streichelte die Blätter des Walnussbaums im Garten und strich durch den Raum, und sie begann, in den sonnengemalten Lichtfeldern auf dem Fußboden zu einer Musik zu tanzen, die sie im Kopf hörte.

Sie bog sich hin und her, drehte geschmeidige Pirouetten und summte leise vor sich hin, mit geschlossenen Augen. Das Haus umgab sie warm und kühl, offen und schützend zugleich, ein Hort wundervoller Möglichkeiten, die gelassen darauf warteten, verwirklicht zu werden.

Dann kamen die Wagen – Lutz im Volvo mit Zorro und den Kin-

dern, der LKW mit den Möbelpackern –, und das Haus füllte sich mit Leben.

Der anderthalbgeschossige Rotklinker-Fachwerkbau aus dem neunzehnten Jahrhundert war nicht das größte, aber das schönste ehemalige Gesindehaus des alten Landguts. Er lag ein wenig abseits im Schulwald, umgeben von einem eigenen Garten, sodass die Zimmer trotzdem licht und hell waren. Während die meisten anderen Gesindehäuser, einstöckige Bauten mit schiefschartenähnlichen Fenstern und niedrigen Zimmern, ihre Verwandtschaft mit Viehställen kaum verleugnen konnten, besaß dieses auch ein Obergeschoss, große Fenster und hohe Räume. Vermutlich hatte hier früher einmal der Gutsverwalter gewohnt. Jetzt diente es ebenso wie die anderen als Unterkunft für jene Lehrerinnen und Lehrer, die vom ewigen Trübel in den Gemeinschaftshäusern, die sie zusammen mit den Schülern bewohnten, die Nase voll hatten und ein wenig mehr Abstand zum Internatsleben wünschten. Das hieß, die Häuser waren heiß begehrt unter den Pädagogen des Internats, und Marion konnte ihr Glück noch immer nicht fassen: Ausgerechnet Lutz und sie hatten das schönste bekommen, obwohl sie ihre Stellen doch gerade erst antraten. Aber die Direktorin hatte nur gelächelt und die Achseln gezuckt. »Nehmen Sie's als kleines Bestechungsgeschenk. Wir würden uns glücklich schätzen, eine so prominente Persönlichkeit wie Sie zu unseren Lehrkräften zählen zu dürfen. Und wir möchten natürlich, dass unsere Mitarbeiter sich bei uns wohl fühlen. Außerdem wären Sie mit zwei Kindern plus Hund momentan die größte Familie auf dem Gelände, und wir haben gerade einfach keine andere geeignete Unterkunft frei.«

Na schön, hatte sie gedacht, drei Sätze Bauchpinselei, ein Satz Wahrheit – routinierte Verkäufe. Und wenn schon. »Wir haben gerade nichts anderes« bedeutete in der Regel, dass das betreffende Angebot *unterirdisch* war, und nicht, dass es alle Erwartungen übertraf.

An einem verhangenen Tag gegen Ende des Winters hatte Marion, erschöpft vom morgendlichen Kontingent der immergleichen Unterrichtsstunden, deren Erfolg sich auf die Herstellung von Bedingungen reduzierte, unter denen die Vermittlung von Wissen vielleicht möglich gewesen wäre, trübselig aus dem Fenster des Lehrerzimmers ihrer Hamburger Schule auf das graue Bitumendach eines niedrigeren Schulgebäudes und die ebenso graue Fläche des Parkplatzes gestarrt. Dahinter schlängelten sich vierstöckige, s-förmig angeordnete Häuserreihen durch die kümmerliche Alibi-Botanik, die kraftlos gegen die vereinzelt stumpfen Hochhauszähne der Wohnsiedlung plätscherte.

Sie hatte es so satt, die für sie vorgesehenen Rollen in diesem Hamsterrad zu spielen. Dompteuse in den »Unterrichts«-Stunden, Streitschlichterin auf dem Schulhof, wo es in letzter Zeit immer häufiger zu Angriffen und Schlägereien kam – Ältere tyrannisierten Jüngere; Jungen attackierten Mädchen; Kinder von Spätaussiedlern, Türken, Syrern, Afghanen, Sachsen und Hamburgern (nördlich/südllich der Elbe) prügeln sich in wechselnden Konstellationen. Es war, als stiege ein stinkendes Miasma aus der Kanalisation des Stadtteils empor und vergiftete die Atmosphäre in der Schule. Nicht zum ersten Mal fragte sie sich, was diese Kinder erreichen könnten, wenn sie, statt sich gegenseitig an die Gurgel zu gehen, ihre überschüssigen Kräfte für etwas Sinnvolles einsetzten oder gar auf ein gemeinsames Ziel richteten. (Gute zwei Jahre später, eingeschlossen in einem brennenden Haus, sollte sie sich an diesen Gedanken erinnern.)

Obendrein würde ihre Tochter in diesem Herbst eingeschult werden. Dann noch vier Jahre, und sie würde ihre restliche Schulzeit in den grauen Blöcken der Stadtteilschule verbringen, an der Marion unterrichtete.

»Eine Schule müsste doch eigentlich ein Ort sein, um den die Kinder von den Erwachsenen beneidet werden«, hatte sie einmal zu einer Kollegin gesagt. Die hatte nur gelacht. »Träum weiter.«

Mehltau.

Eine jähe Unruhe erfasste sie. War sie nicht schon längst zu einem fugenlos eingepassten Zellklumpen des Lehrkörpers geworden, jenes deformierten Organismus, der hinter den Mauern dieser Anstalt sein Unwesen trieb? Sie fühlte sich wie von nachgiebigen Membranen umschlossen, die jede ihrer Bewegungen dämpften.

In diesem Moment wurde ihr klar, dass sie ihr Leben ändern musste. Und zwar sofort.

Zwei Wochen später saß sie mit Lutz im Volvo, unterwegs zu einer Schule ganz anderer Art. Südöstlich von Lüneburg wurden die Straßen immer kleiner, die Bäume links und rechts rückten angriffslustig näher, dann weitete sich der Blick plötzlich in ein flaches Niemandsland aus graubraunen Feldern, als hätte jemand die Erde geschält wie einen Apfel. Ein paar unansehnliche Dörfer huschten heran und waren ebenso schnell wieder verschwunden. Am Ortsausgang eines weiteren Dorfes überquerten sie Bahngleise, dann führte eine Abzweigung auf der rechten Seite in ein Waldstück. Sie endete an einer Natursteinmauer, die von einem weißen Holzzaun gekrönt wurde.

Marion und Lutz stellten den Wagen auf dem Parkplatz ab und stiegen aus. Es war ein trüber, kühler Tag, aber in der Luft lag schon ein leiser Hauch des nahenden Frühlings. Sie gingen durch das zwei-flügelige Tor. Alte Buchen säumten den unbefestigten Weg, der in sanftem Bogen an einem kleinen Gehölz und einem großen Teich vorbeiführte und sich dann gabelte; geradeaus ging es schnurstracks auf die imposante, bis zum Boden reichende Glasfassade eines modernen Saalbaus zu, links sahen sie das Herrenhaus des ehemaligen Landguts vor sich.

»Mannomann«, brummte Lutz, als sie sich nach links wandten. »Schicke Hütte.«

Das Herrenhaus war ein dreistöckiger, aber gedrungen wirkender Bau mit hohen weißen Sprossenfenstern und Fledermausgauben im roten Ziegeldach. Eine Freitreppe führte zum Haupteingang

empor. Auf der zum Teich liegenden Seite gingen Fenstertüren auf eine säulengeschmückte Veranda hinaus. Die gelb gestrichene Putzfassade war von Efeu bewachsen. Im ersten Stock boten großzügige Balkone einen Ausblick über das gesamte Gut.

Während sie auf das Haus zuzogen, sahen sie Gruppen von Schülern, die zielstrebig, aber ohne große Eile auf dem Gelände unterwegs waren. Die meisten strebten auf einen moderneren, gesichtslosen Bau zu, der sich ein kleines Stück hinter dem Haupthaus erhob – vermutlich das Schulgebäude des Internats. Ihre Blicke streiften die Besucher ohne sonderliches Interesse.

Lutz und Marion stiegen die von Blumenkübeln gesäumte Treppe hinauf und betraten das Innere der alten Villa.

Die Direktorin erhob sich aus ihrem Sessel, als die Sekretärin Lutz und Marion in ihr Büro im Obergeschoss des Hauses geleitete, und kam um den eleganten Glasschreibtisch herum auf sie zu. »Willkommen auf Gut Vogelstein.« Routiniertes Lächeln, kühler, fester Händedruck. Elisabeth Behrens war eine groß gewachsene, stattliche Frau mit kurz geschnittenen dunklen Haaren und scharfen Zügen. Marion konnte sich kaum ein Schmunzeln verkneifen, als sie sah, wie der kleine, kompakte Lutz, der mit seinem runden Schädel und den schütterten Haaren irgendwie immer einem gemütlichen Tim ohne Struppi ähnelte, durch seine zeitlos unelegante Drahtbrille zu dieser Domina aufblickte. Frau Behrens deutete auf die beiden Stühle vor dem Schreibtisch. »Bitte nehmen Sie Platz.«

Während die Direktorin zu ihrem Sessel zurückkehrte, schaute sich Marion in dem Raum um. An den in abgetöntem Weiß gestrichenen Wänden hingen Drucke von Lyonel Feininger und Max Ernst, aber natürlich nicht dessen Gemälde, auf dem die gestrenge Maria dem kleinen Jesus den Hintern versohlte. In einer Ecke überwachte die unvermeidliche Giacometti-Figur auf ihrem Podest eine senfgelbe Sitzgruppe aus Stahl und Leder, die vermutlich Sponsoren und anderen hochrangigen Besuchern vorbehalten blieb. Alles in

allem eine Einrichtung, die den Wunsch nach Modernität bei gleichzeitiger Wahrung der Tradition betonte.

Die Direktorin bemerkte ihren Blick und deutete auf die Bilder. »Unsere ›Entarteten‹. Wir beschäftigen uns hier viel mit den Wechselwirkungen von Kunst und Politik.« Sie seufzte. »Aber das ist ein anderes Thema. Ihre Fächer wären ja Sport und Biologie.«

»Die Wechselwirkungen von Naturwissenschaften und Politik wären sicher auch nicht uninteressant.«

»Aber wohl eher ein Fall für den Politikunterricht.« Die Direktorin musterte Marion eingehend. »Ich will ganz offen sein, Frau Tomberg. Wenn eine prominente Sportlerin wie Sie sich politisch engagiert, bleibt das der Öffentlichkeit naturgemäß nicht verborgen. Ich kenne Ihre Einstellung zur Gentechnik und zur synthetischen Biologie. Aber ganz egal, wie ich selbst darüber denke, als Schule sind wir den Kindern gegenüber zur Neutralität verpflichtet. Stimmen Sie mir da zu?«

Du meinst, wir sind eine *Privatschule*, zu deren Klientel auch Politiker und Manager aus der Agroindustrie gehören, und wenn deren Sprösslinge zu Hause erzählen, dass die Lehrerin Tomberg im Unterricht die segensreiche Biotechnologie verteufelt, bin ich als Direktorin in Nullkommanichts meinen Job los, dachte Marion, aber das sagte sie natürlich nicht, sondern: »Voll und ganz. Ich kann zwischen meiner Meinung als Privatperson und meiner Tätigkeit als Lehrerin unterscheiden. Selbstverständlich habe ich auch an der Schule, an der ich gegenwärtig unterrichte, die Schüler niemals indoktriniert. Sie können dort gern Erkundigungen über mich einholen.«

Bei dem Wort »indoktriniert« zog Frau Behrens missbilligend die Stirn kraus. »Das wird bestimmt nicht nötig sein«, erwiderte sie, und Marion beschlich für einen Moment das Gefühl, dass sie es schon längst getan hatte.

Die Direktorin wandte sich Lutz zu. »Und Sie, Herr Tomberg ...«

»Helsing« , verbesserte Lutz.

»Ach ja ...«

Wie immer, wenn diese Reaktion kam, zuckte Marion innerlich zusammen, als wäre es ein persönlicher Makel, dass sie nicht verheiratet waren. Und wie immer ärgerte sie sich über sich selbst und ihr unwillkürliches Bedürfnis, entschuldigende Erklärungen zu ihrem Familienstand herunterzuhaspeln – Erklärungen wie »Wir sind erst seit vier Jahren zusammen«, »Wir finden, dass man auch ohne Trauschein miteinander glücklich sein kann« und so weiter.

»Herr Helsinger.« Behrens schaute in die aufgeschlagene Akte, die vor ihr auf dem Schreibtisch lag. »Wie ich sehe, haben Sie einen Meisterbrief als Tischler, und Sie sind ja gegenwärtig schon an Frau Tombergs Schule als Hausmeister tätig. Glauben Sie, dass Sie mit den Aufgaben zurechtkommen, die sich in einem so weitläufigen Gelände wie unserem stellen?« Sie sah Lutz an, als erwartete sie, dass er ernsthaft über diese Frage nachdächte.

»Sicher«, sagte Lutz. »Wieso nicht?«

»Gut.« Frau Behrens wandte ihre Aufmerksamkeit wieder Marion zu, und es war unverkennbar, dass ihr nächster Satz ausschließlich ihr galt. »Ich muss gestehen, dass Ihr Profil wirklich sehr gut zu unseren aktuellen Anforderungen passt. Wie ich Ihnen ja schon am Telefon gesagt habe, bauen wir unseren Sportbereich gerade umfassend aus, mit einem Fußball- und Basketballplatz, einem Kugelstoß- und Diskusring, einer Tartan-Laufbahn und eben auch einer Stabhochsprunganlage, da wäre jemand mit Ihrem ... Hintergrund eine hochwillkommene Ergänzung für unser Team. Und in den naturwissenschaftlichen Fächern brauchen wir natürlich auch immer kompetente Kräfte.«

Mit Ihrem Hintergrund bedeutete *mit Ihrem Namen*, übersetzte sich Marion – ein Zugpferd für künftige Klienten. Ihre aktive Zeit lag zwar eine Weile zurück, aber als mehrfache deutsche Meisterin, Sportlerin des Jahres und erfolgreiches Model war sie noch immer nicht ganz aus dem kollektiven Gedächtnis verschwunden. Sie selbst hatte mit dieser schrecklich-schönen, wilden, traurigen Phase ihres Lebens schon längst abgeschlossen.

Frau Behrens klappte die Akte zu. »Sie haben sicher noch eine Menge Fragen, aber ich würde vorschlagen, wir machen zunächst einen Rundgang durchs Internatsgelände und unterhalten uns anschließend weiter. Einverstanden?«

Auf der Rückfahrt nach Hamburg hingen sie beide eine Weile schweigend ihren Gedanken nach.

Für Marion war es, als hätte sich unvermittelt das Tor zum Paradies aufgetan. Das riesige, abwechslungsreiche Gelände des Internats mit dem von Trauerweiden umstandenen Teich, der von einem sanft dahinplätschernden Flüsschen gespeist wurde, mit den Rasenflächen und von Spazierwegen durchzogenen Waldarealen. Die Vielfalt der Gebäude, von alten Fachwerkhäusern aus der Entstehungszeit des Landguts bis zu hochmodernen Nullenergie-Holzhäusern, deren Dächer aus Solarpaneelen bestanden. Die Kinder, eine bunte Schar aufgeweckter, freundlicher Jungen und Mädchen. Kleine Klassen mit nicht mehr als fünfzehn Schülern, gerade mal halb so viele wie auf ihrer jetzigen Schule. Helle, saubere Unterrichtsräume. Mit allen erdenklichen Utensilien ausgestattete Werkstätten. Ein naturwissenschaftliches »Zentrum« mit allem, was das Herz einer Biologielehrerin begehrte, wie etwa einem hochmodernen Schülerlabor für Jugend-forscht-Projekte. Ein Pferdestall mit dazugehöriger Weide, sogar ein Hühnerstall mit etwa hundert Hühnern. Eine Sporthalle mit einem umfangreichen Sortiment modernster Geräte und sogar einer Kletterwand. Und im nördlichen Teil des Geländes wurde gerade der neue Kunstrasenplatz angelegt, der zu Beginn des nächsten Schuljahrs fertig sein sollte.

Allerdings hatte dieses Paradies einen Schönheitsfehler. Die Kinder waren überwiegend deutschsprachig und weiß, und die wenigen, denen man ihre Herkunft aus anderen Kulturkreisen ansah, waren ebenfalls Sprösslinge reicher Eltern. Die paar Stipendiaten erfüllten in ihren Augen eine reine Alibifunktion. Als sie die Wohnhäuser der Schüler besichtigten – die Jüngeren teilten sich Zweibettzimmer, die

Älteren residierten in Einzelzimmern –, hatte Marion sich erkundigt, wie viel so ein Internatsplatz kostete. »Dreitausendfünfhundert Euro«, antwortete die Direktorin. »Hübscher Batzen Geld für ein Schuljahr«, meinte Lutz mit der ganzen Naivität eines Bewohners der Kleinverdienerwelt, woraufhin sich Frau Behrens ihm zuwandte und erklärte: »Pro Monat.«

Gut Vogelstein war also eine Insel der Seligen, ein Elysion gegenüber dem Tartaros von Hamburg-Neuwarder, aber die Eintrittskarte war nicht gottgefällige Lebensführung, sondern schnöder Mammon. Und was war der Preis für ihr eigenes Ticket? Dass sie ihre politischen Überzeugungen in Bezug auf Chancengleichheit, Benachteiligtenförderung und das Recht auf Bildung für alle an der Pforte abgab?

»Und?«, brach sie das Schweigen und sah Lutz an, der hinter dem Lenkrad saß.

»Tja«, sagte er. »Piekfeine Adresse.«

»Und weiter?«

Er warf ihr einen kurzen Seitenblick zu. »Luxusschuppen für die verzogenen kleinen Prinzen und Prinzessinnen dieser Welt.«

Da hatte er recht. Aber was konnten die Kinder dafür, dass ihre Eltern reich waren? Hatten sie deshalb weniger Anspruch auf eine gute Ausbildung? Herrgott, dachte sie, das hätte die Pressesprecherin eines Privatschulverbands auch nicht besser formulieren können. Versuchte sie etwa schon jetzt, eine Entscheidung, die in ihrem Innern bereits gefallen war, vor sich selbst zu rechtfertigen?

»Trotzdem, ich fänd's toll, wenn wir endlich zusammenziehen würden. Und für Raf wär's bestimmt auch gut«, fuhr Lutz fort.

»In den Staaten säße Ihr Bengel jetzt schon im Knast. Weiß nicht, ob unser System wirklich besser ist«, hatte einer der beiden Polizisten in Marions Beisein zu Lutz gesagt, als sie Raf wieder einmal nach Hause gebracht hatten. »Jedenfalls, verlassen Sie sich nicht zu sehr auf seine Strafunmündigkeit. Wenn Sie Ihren Sohn nicht im Griff haben, kann das Familiengericht feststellen, dass ein Fall von

Kindeswohlgefährdung vorliegt. Dann sind Sie möglicherweise das Sorgerecht los. Außerdem können Sie zivilrechtlich für alles haftbar gemacht werden, was er so anrichtet.« Lutz' Wohnungsnachbarin Regina, die Mutter von Rafs Freund Djibril, hatte garantiert Ähnliches zu hören bekommen. Dabei gehörten die beiden Dreizehnjährigen keiner der Banden an, die Neuarder unsicher machten – noch nicht. Ja, für Raf wäre der Umzug aufs Land kurzfristig sicher die Rettung und langfristig eine große Chance, vor allem, weil er dann dieses Elite-Gymnasium besuchen konnte. Die Frage war allerdings, ob er selbst das auch so sehen würde.

Die Rektorin hatte ihnen erklärt, als Sohn eines im Internat wohnenden Lehrerehepaars – über die unpassenden Details war sie großzügig hinweggegangen – könne Raf selbstverständlich dort zur Schule gehen. Das monatliche Schulgeld betrage nur rund sechshundert Euro.

Marion hatte geschluckt, aber mit ihrer beider Gehalt würden sie sich das wohl gerade so eben leisten können – zumindest für die nächsten vier Jahre, bis auch bei Tari die Frage anstand, welche weiterführende Schule sie besuchen würde. Aber darüber wollte sie sich jetzt noch nicht den Kopf zerbrechen.

Und was sie und Lutz betraf, so wünschte auch sie sich sehnlichst, mit ihm zusammenzuziehen. Einerseits. Andererseits ... hatte sie Angst davor, merkte sie jetzt, wo es ernst wurde. Sie lebte seit fünf Jahren allein, in ihrem eigenen Reich, auch wenn es nur ein schäbiges Nachkriegsreihenhaus mit einem handtuchgroßen »Garten« war. Sicher, Lutz und sie hatten sich in den letzten Jahren häufig besucht, aber genau das war es eben auch immer gewesen: ein Besuch. Würde sie wirklich noch einmal ihre Eigenständigkeit aufgeben, ihren ganzen Alltag mit jemandem teilen können? Und wenn ja, war Lutz dieser Jemand?

Dann sah sie ihn an, diesen kleinen Mann mit dem Kugelkopf und dem von einem herrschsüchtigen Gürtel in Zaum gehaltenen Bauchansatz, diesen Mann, der klaglos überall hingehen würde,

wohin sie ging, der sie bedingungslos liebte – ja, das wusste sie –, und ihr Herz schmolz, alle Vorbehalte lösten sich in Nichts auf.

»Wir müssen uns ja nicht sofort entscheiden«, sagte Lutz. »Wir können's uns noch ein paar Tage durch den Kopf gehen lassen.«

Sie nickte. Aber sie wusste, dass sie ihre Entscheidung getroffen hatte. Und es fühlte sich gut an.

Am Abend tanzte sie immer noch durchs Haus, auch wenn man es ihr nicht anmerkte. Die Möbelpacker waren längst fort; die Betten waren bezogen, Tische, Stühle, Schränke und Stehlampen standen an den vorgesehenen Stellen – Lutz hatte sogar schon ein paar Deckenlampen in der Diele und im Flur oben angebracht –, und überall stapelten sich volle Umzugskartons.

Den ganzen Nachmittag über, während sich die Kisten- und Möbelflut aus dem Lastwagen ins Haus ergoss, hatte Tari mit Zorro draußen herumgetollt. Der rotbraune, dreijährige Rhodesian-Ridgeback-Rüde mit der putzigen Irokesenfinne auf dem Rücken und den dunklen Flecken um die Augen, die ihm den Namen eingetragen hatten, schien völlig außer Rand und Band vor Glück, der Hochhauswohnung in Neuwarder entronnen zu sein. Raf hatte anfangs ein wenig beim Ausladen mitgeholfen, dann aber erst einmal einen Rundgang übers Internatsgelände gemacht, das sein neues Zuhause werden sollte, und sich irgendwann mit Pad und Smartphone in eine ruhige Ecke des Gartens zurückgezogen.

Nach dem Abendessen – es gab Taris Lieblingsgericht, Spaghetti mit Tomatensoße, kulinarisch nicht gerade anspruchsvoll, aber dafür schnell und mit einer Notausstattung zuzubereiten – hatte Marion ihre von den Aufregungen des Tages rechtschaffen müde Tochter in ihr neues Bett gebracht.

»Bleiben Raf und Lutz und Zorro jetzt immer bei uns, Mami?«, fragte Tari, nachdem sie unter die mit springenden Delfinen bedruckte, rosa-blaue Bettdecke geschlüpft war.

»Na, das will ich doch hoffen.«

»Juhu!«

Marion hatte das aktuelle Vorlesebuch aufgeklappt – »Die Schneekönigin« von Hans Christian Andersen –, aber Tari war schon nach wenigen Sätzen eingeschlafen, und Marion hatte das Buch leise wieder geschlossen und das Licht gelöscht.

Nun schlummerte Tari oben unter ihrem Sternenhimmel, ihren alten, doppelt herausgeforderten gelben Elefanten im Arm – ihm fehlten ein Auge und ein Bein –, und Raf tat vermutlich das, was er immer tat, wenn er zu Hause war: Er lag auf dem Bett und hörte Musik. Zorro hatte sich in seinem Körbchen zusammengerollt und schlief.

Marion und Lutz räumten die Küche ein, damit sie am nächsten Morgen funktionsfähig war, und stellten noch ein paar Dutzend Bücher aus den Kartons in die Regale, die Lutz inzwischen aufgebaut hatte. Dann machten sie es sich mit einer Flasche Rotwein und – weil sie den Karton mit den Gläsern nicht fanden – zwei Plastikbechern auf dem Sofa bequem.

Lutz entkorkte die Flasche, schenkte ihnen ein und hob seinen Becher. »Auf uns.«

Marion stieß mit ihm an. Es klang, als fiel ein Putzlappen in die Küchenspüle. »Auf das neue Leben.«

Sie kuschelte sich an ihn. Eine Weile tranken sie schweigend und ein wenig erschöpft, dann begann Marion, *Love to Love You Baby* zu summen und sich im Rhythmus des Liedes leicht an ihm zu bewegen. Sie spürte, wie zumindest einer seiner Lebensgeister wieder erwachte. »Ich finde, wir sollten diesen neuen Abschnitt gebührend einweihen. Und wenn es das Letzte ist, was wir heute Abend tun.«

Er schaute sich um. »Hier?«

»Hmm ... Wir haben noch keine Vorhänge an den Fenstern, und gleich um die Ecke wohnen ein Haufen Kids. Wir wollen doch nicht gleich am ersten Tag wieder aus dem Paradies gescheucht werden, wegen Erregung öffentlichen Wohlgefallens.« Sie stand auf, schnappte sich die Weinflasche und zog ihn hoch. »Komm. Husch, husch ins Körbchen.«

Sie löschten das Licht im Wohnzimmer und in der Diele und stiegen leise die Treppe hinauf. Marion kam sich vor wie am Ende einer Folge der *Waltons*. »Gute Nacht, John-Boy. Gute Nacht, Elisabeth. Gute Nacht, alle miteinander«, kicherte sie, während sie zum Schlafzimmer tappten.

Dann machten sie sich daran, ihren neuen Lebensabschnitt einzuweihen.

2

Regina Adebaye saß in ihrem voluminösen Ledersessel. Auf dem Couchtisch vor ihr lag ein Päckchen Tarot-Karten. Aus den Lautsprechern der Kompaktanlage rieselte ein Geklingel, das bestürzende Ähnlichkeit mit der Fahrstuhlmusik in vornehmeren Wohnanlagen hatte. Die Duftlämpchen verbreiteten den Gestank von fauligem Moos. »Amyris«, hatte Regina den vier Frauen erklärt, die mit ihr im Kreis saßen. »Sehr hohe Schwingungen, genau das Richtige zur energetischen Reinigung. Und antibakteriell obendrein.« Gerade eben erst sei sie in ihrem Herz-Chakra in Resonanz mit dem ätherischen Öl gegangen, um die geeignete Duftnote für diese Sitzung zu finden. Zwar hatte sie keine Ahnung, was das bedeuten sollte, aber die vier Frauen wussten es ebenso wenig, und es klang gut, ein bisschen geheimnisvoll und jedenfalls sehr kompetent und überlegen. Worte der weisen Frau, die niemand anzweifeln würde. Schließlich zahlten die vier keine fünfzig Euro pro Person für eine kritische Debatte über esoterische Worthülsen, sondern für die klugen Ratschläge einer über jeden Zweifel erhabenen Autorität, die ihnen für eine Weile helfen sollten, den deprimierenden Alltag aus dem Leim gegangener, von ihren Kindern nicht ernst genommener und von ihren Männern – sofern überhaupt noch vorhanden – nicht mehr beehrter Mittelschichtsmütter zu bewältigen.

Regina betrachtete ihre »Lebensberatung« als soziale Dienstleistung, und wenn das ganze Brimborium half, diesen Zweck zu erfüllen, sollte es ihr recht sein. Das war eine Rolle, die sie gern spielte. Manchmal staunte sie darüber, dass diese Frauen aus ihren bürgerlichen Vorort-Reißbrethäuschen in den zwölften Stock eines Sozialsiedlungsturms in Neuwarder kamen und offenbar allen Ernstes erwarteten, hier eine spirituelle Meisterin vom

Dalai-Lama-Format anzutreffen, als wäre dies ein neuzeitliches Kloster. Dann keimte in ihr der leise Verdacht, dass ihre Klientinnen unter einem dünnen Firnis zur Schau getragener Naivität im Grunde dasselbe dachten wie sie, dass zwischen ihnen ein stillschweigendes Einverständnis herrschte und diese Sitzungen eine Art Wellness-Urlaub auf Stundenbasis waren, bei dem *alle* ihre vorgeschriebenen Rollen spielten und davon auf jeweils eigene Weise profitierten. Reginas Gewinn bestand darin, dass sie ihren Arbeitslosengeldsatz um zweihundert Euro pro Sitzung aufbesserte – bei zwei bis drei solchen Terminen pro Monat sprang dabei schon ein ganz nettes Süm্মchen heraus.

Allerdings waren auch einige Investitionen nötig gewesen, um den erforderlichen Stamm von Klientinnen aufzubauen und zu erhalten. Eine dreitägige Fortbildung zur Geistheilerin sowie diverse Workshops – Pendeln, Kartenlegen, Reinkarnation – hatten sie mit dem einschlägigen Jargon vertraut gemacht, einer speziellen Form der Zungenrede, der gegenüber sie trotz ihrer Ausbildung zur Fremdsprachenkorrespondentin sonst auf verlorenem Posten gestanden hätte. Dazu kamen die Kosten für wöchentliche Anzeigen in den Lokalblättern, die Erstellung und Betreuung ihrer Website, Duftöle aller Art, Kristalle, Steine und nicht zuletzt den goldorangeenen Rundumvorhang, der das Wohnzimmer ihrer Sozialwohnung in eine Oase der Entspannung verwandelte und allen Anwesenden den tristen Ausblick auf die anderen Betonwohntürme ersparte.

»Jeanette, meine Liebe.« Regina legte der Frau zu ihrer Linken die Hand auf den Arm. »Man merkt ganz deutlich, wie sehr unsere Energearbeit vom letzten Mal deine Chakren angeregt hat. Du siehst heute schon viel besser aus.« Jeanette, eine mollige Endvierzigerin mit schütterem, aschblondem Haar, unreinem Teint und sauertöpfischer Miene, öffnete den Mund, um etwas zu erwidern, aber Regina hatte sich bereits der Frau zugewandt, die ihr gegenüber saß. »Und Ramona, du strahlst ja richtig! Deine Aura ist wieder hell und glatt. Man könnte fast glauben, du wärst frisch ver-

liebt.« Ramona errötete erfreut und schüttelte stumm den Kopf. Sie war klein, schüchtern und so verhuscht, dass Regina unwillkürlich befürchtete, sie könnte vor Verlegenheit im Spalt zwischen den Sofapolstern verschwinden. »Na, jedenfalls scheint die Blockade deines Chi-Flusses aufgelöst zu sein. Wenn das kein Erfolg ist!«

»Ja, ich ...« Ramona wand sich ein wenig. »Ich finde auch, dass ich seit dem letzten Mal viel mehr bei mir bin ...« Ihre Stimme verklang.

Regina richtete ihre Aufmerksamkeit auf die anderen beiden Frauen. »Aber bei euch spüre ich noch eine deutliche Trübung der Lichtkörper. Da müssen wir noch dran arbeiten. Wie bist du denn mit deinem Problem weitergekommen, Svenja?«

Das »Problem« hatte viele Namen – blockierter Chi-Fluss, aurischer Defekt, Energie-Symbiosen, Astralwesen-Besetzungen –, aber im Grunde ging es immer nur um eines: jenen Teufelskreis aus Einsamkeit, Ängsten, mangelndem Selbstwertgefühl und fehlender Zuneigung, bei dem die Frage nach Ursache und Wirkung ebenso sinnlos war wie die nach Henne und Ei. Und dabei spielte es kaum eine Rolle, ob die Frauen verheiratete Mütter oder kinderlose Singles waren. (Mütter hatten immerhin den Vorteil, dass sie den ganzen Frust durch die Kinder kompensieren konnten. Jeanette war ein Paradebeispiel dafür. Ihre Tochter Louise schien ihr gesamter Lebensinhalt zu sein. Sie kannte kein anderes Gesprächsthema mehr. Dabei interessierte es sie offenbar herzlich wenig, wie es Louise im Hier und Jetzt ging. Sie trieb einzig die Frage um, was einmal aus ihr werden sollte. Wenn sie von Louise erzählte, drehte sich alles darum, was sie gerade wieder angestellt oder welche Lernschwierigkeiten sie hatte, welche Hobbys im Hinblick auf späteren Nutzen förderungswürdig sein könnten, was die Lehrer über sie sagten, ob ihre Noten wohl fürs Abitur und für die Uni reichen würden, wenn sie so weitermache, und dergleichen mehr. Regina bedauerte die arme Louise, bezeichnete Jeanette insgeheim als »Vampirmama« und hoffte inständig, dass sie selbst nicht so war.)

Kurz, das Problem – Svenjas Problem wie auch das der anderen Frauen – waren die Männer.

Die Männer, die sich so gut wie nie in Reginas Lebensberatung verirrt. Und wenn doch, verunsicherte Hänflinge oder dickliche Tastenhengste mit käsiger Gesichtsfarbe waren, die in den Polstern hingen wie ein Schluck Wasser in der Kurve, außerstande, einen zusammenhängenden Satz über die Lippen zu bringen oder gar ihre Gefühle in Worte zu fassen. Wer nicht kam, waren die Dieters, Achmeds und Wladimirs, die ihre Frauen und Kinder verprügelten und nicht einmal ahnten, dass sie ein Problem hatten, wenn auch ein anders gelagertes. Wer nicht kam, waren die Klausimausis und Puschelbärchen mit ihren ausgelatschten Schlappen und verstunkenen Jogginganzügen, die sich in die Ehe fallen ließen wie in einen Stressless-Sessel, bis ihren Frauen der Respekt vor ihnen und der Appetit auf sie verging. Und wer schon gar nicht kam, waren Männer (mit oder ohne Probleme), die von der Optik, der Ausstrahlung oder dem Vortrag her zumindest einen Hauch von Attraktivität besaßen. Wobei Regina, ausgelaugt und abgenutzt von einer mittlerweile fast zweistelligen Zahl praktisch männerloser Jahre nach Joshua, in all diesen Punkten zu einer wahrlich sehr großzügigen Auslegung bereit gewesen wäre.

Nicht dass sie sich Illusionen über ihre eigene Optik und Ausstrahlung machte. Sie hatte sich – gefolgt von lautstarken Beschwerden ihrer Kinder – einen besonders schmalen Badezimmerspiegel aufgehängt, weil sie der Ansicht war, dass sie darin alles Wichtige sah und für den Rest ohnehin einen Spiegel im Cinemascope-Format gebraucht hätte. (»Wenn *du* in den Spiegel schaut«, hatte Papaya sie neulich angefaucht, »ist das nicht Eitelkeit, sondern Tapferkeit.«)

Nun ja. Vielleicht waren die Frauen um sie herum auch bloß eine Art Spiegel, in dem sie sich selber sah. Sich und ihre eigenen Probleme. Aber diesen Gedanken schob sie rasch beiseite.

»Du bist ein wertvoller Mensch, Silke, du musst bloß das innere

Kind wiederfinden, dein wahres Selbst«, sagte Regina eindringlich, an die Vierte in der Runde gewandt. In diesem Moment hörte sie, wie die Wohnungstür aufgeschlossen wurde. Einen Moment lang hoffte sie wider besseres Wissen, es wäre Papaya, aber dann hörte sie die typischen Geräusche, mit denen Djibril seine Jacke an die Garderobe hängte und seine Turnschuhe von sich schleuderte. Sie fluchte innerlich. Es war schon halb sechs, wieso kam er erst jetzt nach Hause? Sie hörte, wie er zu seinem Zimmer stampfte und die Tür hinter sich zuschlug.

Regina versuchte, sich wieder auf Silke und ihr Problem zu konzentrieren – Silke haderte damit, dass sie nicht schlank und blond war, und glaubte, dass die Männer deshalb einen Bogen um sie machten –, aber es gelang ihr nicht so recht. Was dachte sich Djib bloß dabei? Wo hatte er sich wieder herumgetrieben? Er besaß doch ein Handy – war es wirklich zu viel verlangt, dass er ihr Bescheid sagte, wenn er nicht zum Mittagessen kam?

Regina beschloss, die verspannten Seelen ihrer Klientinnen mit einer Heilmeditation zu massieren. »Schließt eure Augen. Entspannt euch. Atmet tief ein und aus ... ein und aus ... Konzentriert euch auf eure Zehen ... eure Füße ... Fragt sie, ob sie eine Botschaft für euch haben ... Und jetzt lasst die Energie fließen ... Seht ihr, dass euer ganzer Körper in ein goldenes Licht getaucht ist? ...« Die vier Frauen hingen wie nasse Säcke in den Polstern, verzweifelt bemüht zu hören, was ihre Gliedmaßen ihnen mitteilen wollten, aber Regina selbst wurde immer angespannter und nervöser. Fünf Minuten vor Ende der vereinbarten Zeit beendete sie die Sitzung, indem sie mit der Fernbedienung abrupt die Musik ausschaltete. »So, das war's für heute. Wie fühlt ihr euch?« Allgemeines Gemurmel, nur Jeanette wollte zu einer ausführlicheren Antwort ansetzen. »Fein«, kam ihr Regina rasch zuvor und wuchtete sich aus ihrem Sessel. »Dann sehen wir uns nächsten Monat.« Sie brachte die vier hinaus und verabschiedete sie mit einer gefühlvollen Umarmung und einem angedeuteten Küsschen auf beide Wangen. Anschließend kehrte sie ins Wohnzim-

mer zurück, zog die Vorhänge beiseite, löschte das Öllämpchen und riss die Balkontür weit auf, um gründlich durchzulüften.

Djibril reagierte nicht, als sie an seine Zimmertür klopfte. Sie hörte die blechernen Geräusche eines Computerspiels und klopfte heftiger. »Djib?« Immer noch nichts. Sie drückte die Klinke herunter und öffnete die Tür.

Djibril lag auf dem Bett. Er hielt den Controller der Xbox in der Hand, ein Gerät, das wie eine Kreuzung zwischen einer Fledermaus und einem Klingonen-Raumschiff mit Knöpfen und Leuchtdioden aussah. Auf dem Bildschirm am Fußende des Bettes ratterte rechts im Vordergrund die von Djibril bediente Kalaschnikow, während im Hintergrund Dutzende von Soldaten in amerikanischen Uniformen starben. Schädel platzten, Blut spritzte.

»Herrgott noch mal, Djib, spielst du schon wieder diesen Islamisten-Dreck? Du weißt, wie ich das hasse.«

Djibril antwortete nicht. Seine Finger tanzten weiter über den Controller, sein Blick war unverwandt auf den Monitor gerichtet. Regina trat ans Fußende des Bettes und schaltete den Fernseher aus. Der Bildschirm wurde schwarz.

»Hey!« Er hielt inne und sah seine Mutter wütend an. Über dem linken Jochbein hatte er eine bläuliche Schwellung.

»Ich rede mit dir, Kumpel. Wieso kommst du erst jetzt nach Hause? Ich habe Mittagessen gemacht. Wo warst du?«

»In der Moschee.«

»Ja und? Du hast ein Handy. Kannst du nicht anrufen?«

Er wandte den Blick ab.

»Und was ist das da?« Regina machte eine Kopfbewegung zu dem blauen Fleck in seinem Gesicht.

»Nichts. Bin gegen einen Laternenpfahl gelaufen.«

»Hast du's an den Augen, oder was?«

Er antwortete nicht. Regina musterte ihn genauer. Seine hellen Handflächen waren ein wenig aufgeschürft, und die Außenseite

seines rechten Hosenbeins war schmutzig. »Und dann hat sich der Laternenpfahl runtergebeugt und dich umgehauen, stimmt's? Tja, die Welt ist voller Zeichen und Wunder.«

Das Telefon klingelte. Regina sah ihren Sohn noch einen Moment lang an, dann kehrte sie ins Wohnzimmer zurück und nahm den Hörer ab. »Adebaye.«

»Hier ist Raf ... ist Djib da?«

»Hallo Raf. Ja, ist er. Warum rufst du ihn nicht auf seinem Handy an?«

»Funktioniert irgendwie nicht. Kein Anschluss.«

»Hm. Moment, ich hol ihn.« Regina sagte ihrem Sohn Bescheid und machte sich in der Küche zu schaffen, während Djibril in gedämpftem Ton mit Raphael telefonierte. Als er fertig war, kam er in die Küche, die Hände in den Taschen, und setzte sich an den kleinen Tisch, auf dem ein paar Käsebröte und ein Glas Apfelsaft warteten. Er musterte das Angebot. »Hab keinen Hunger«, murmelte er und kippelte mit seinem Stuhl.

»Willst du was anderes? Ist auch noch Schweinebraten da.«

»Sehr witzig.«

»Hör mal, Djib, du musst was essen. Oder hast du woanders zu Mittag gegessen?«

»Nee.«

»Na also. Komm schon.«

Sie schob ihm aufmunternd ein Käsebröte hin, und er nahm es und biss missmutig hinein. Sie sah ihm zu, während er kaute.

»Sag mal, was ist denn mit deinem Handy?«

»Kaputt«, nuschelte er.

»Zeig her.«

»Hab's verloren.«

»Aha. Vor oder nach deinem Zusammenstoß mit dem Laternenpfahl?«

Schweigen.

»Und wer hat's dir geklaut?«

Er mümmelte stumm vor sich hin.

»Nun lass dir doch nicht jedes Wort aus der Nase ziehen, verdammt. War's einer von Sergejs oder von Arslans Leuten?«

Er seufzte. »Kolja«, sagte er. »Aber Sergej war auch dabei. Und noch drei von den Russen.«

»Na bitte, geht doch.« Sie überlegte. »Und was nun? Holst du's dir zurück?«

Er lachte nur, ein kurzer, bitterer Laut.

»Also weißt du, wir haben ja nun nichts zu verschenken«, sagte sie, »schon gar nicht an kleine Mistkerle wie Kolja. Ich könnte mal mit seiner Mutter reden.«

Djibril hörte auf zu kauen und legte das Brot weg. »Spinnst du? Die machen mich fertig, Mann. Halt dich da raus.«

»Aber wir können doch nicht ...«

Er sprang auf. »*Wir*? Das war *mein* Handy. Kümmere dich um deinen eigenen Kram!« Er stürmte hinaus, verschwand in seinem Zimmer und knallte die Tür zu. Kurz darauf ertönte wieder die Geräuschkulisse seines islamistischen Ego-Shooters.

Regina schaute seufzend auf das angebissene Käsebrod ihres Sohnes und aß es dann selber auf.

Etwas später trat sie mit einer reich verzierten kleinen Holzschachtel und einem Becher Earl-Grey-Tee auf den Balkon vor dem Wohnzimmer hinaus und ließ sich in den bedrohlich knarrenden Rattansessel sinken. Sie stellte den Porzellanbecher auf die Metallfläche des runden Tischchens, zu dem noch zwei zierliche Metallstühle gehörten, klappte die Holzschachtel auf und nahm eine Schachtel Streichhölzer und einen perfekt geformten kleinen Joint heraus. Dann zündete sie die zusammengedrehte Papierspitze an und sog den würzigen Rauch tief in die Lungen.

Erstklassiges, reines Gras. Es gab nichts Besseres.

Erst jetzt merkte sie, wie müde sie war. In der vergangenen Nacht hatte sie schlecht geschlafen. Unten auf der Straße hatte es wieder

einmal Randalen gegeben; lautes Geschrei, das Gekläff der Kampfhunde, splitterndes Glas, Blaulicht und Polizeisirenen.

Während sie darauf wartete, dass der Stoff seine entspannende und zugleich belebende Wirkung tat, ließ sie den Blick über die Siedlung schweifen. Die Dämmerung war hereingebrochen, und in den Fenstern der drei Wohntürme, die vor ihr aufragten, schimmerten die ersten Lichter. Der Himmel war eine tiefblaue, durchscheinende Kuppel, die im Westen mit einem rosafarbenen Kranz an den Horizont geflanscht zu sein schien. Die Bäume und Büsche zu Füßen der Hochhäuser und der zahllosen Flachdachriegel zu allen Seiten lagen wie ein undurchdringlicher grüner Teppich über all den Unerfreulichkeiten dieser Welt.

Aus dem Wohnzimmer wehte die Musik eines Flower-Power-Samplers. Eric Burdon träumte zu romantischen Gitarrenklängen von *San Franciscan Nights*, in denen Jung und Alt gut drauf waren. Die Neuwarder Nächte hingegen hatte noch niemand besungen, und das mit gutem Grund. Wer sich im Dunkeln auf den menschenleeren Spiel- und Parkplätzen oder bei dem kleinen Einkaufszentrum herumtrieb, wollte entweder Drogen verkaufen oder war auf Randalen aus. Jeder andere begab sich auf dem kürzesten und schnellsten Weg von seinem Ausgangspunkt ans Ziel, vorzugsweise gesenkten Hauptes. Gut drauf war man hier höchstens, wenn man es geschafft hatte, unbehelligt in seine Wohnung zu gelangen und die Tür hinter sich zu schließen.

Regina und Joshua waren vor vierzehn Jahren hierhergezogen, als Regina ihr zweites Kind erwartete. Damals hatte sie zwar einen festen Halbtagsjob gehabt, aber ihre Altbauwohnung in Winterhude, einem Szeneviertel der gehobenen Preisklasse, wäre mit zwei Kindern zu klein gewesen. Die günstige, geräumige Sozialwohnung in Neuwarden, die das Wohnungsamt ihnen angeboten hatte, schien unter den gegebenen Umständen ein Glückstreffer zu sein. Natürlich hatten sie schon bei der Besichtigung die wüsten Graffiti-Krakeleien an den Sockeln der Hochhäuser gesehen, die Gruppen von

Jugendlichen aller Nationalitäten, die in den Hauseingängen und auf den Spielplätzen herumlümmelten und sie mit ausdruckslosen Mienen musterten, aber die Wohnung im zwölften Stock war hell und sonnig und dem Treiben dort unten entrückt. So kam es ihnen jedenfalls vor.

Zum Zeitpunkt ihres Einzugs lagen die wildesten Schlägereien unter den Jugendbanden, die das ganze Viertel in Atem gehalten hatten, schon eine Weile zurück. Auf ihrem Höhepunkt hatte sich ein Junge, der keiner Bande angehörte, aber seit geraumer Zeit von anderen Jugendlichen terrorisiert worden war, in der S-Bahn-Station eines Nachbarviertels aus Verzweiflung vor einen einfahrenden Zug geworfen. Sein Tod brachte die Dinge endlich in Bewegung. Unter den Bewohnern bildete sich ein Netzwerk von Initiativen, die mit finanzieller Unterstützung der Stadt Informations- und Beratungszentren gründeten, ein Jugendcafé einrichteten, Stadtteil- und Straßenfeste, Ausflüge und Aktionstage organisierten und Kurse, Gesprächskreise oder Integrationsseminare veranstalteten. Kurz, die Bewohner kamen ins Gespräch miteinander, sie entdeckten Gemeinsamkeiten, sie brachten einander den Respekt entgegen, den sich alle so sehnlich wünschten.

In den folgenden Jahren, den anderthalb »goldenen Dekaden«, hatte die Jugendkriminalität im Stadtteil merklich abgenommen. Natürlich wurde hie und da noch die Faust erhoben, aber es steckte nicht mehr dieselbe Wut hinter dem Schlag. Es war, als hätte sich der Sternenstaubglitter der Hoffnung über die tristen Wohnsilos gelegt – ein Licht am Horizont, eine reelle Chance auf Teilhabe, auf Zugehörigkeit. Der Glaube, doch noch irgendwo ankommen zu können.

Irgendwann hatte sich jedoch unbarmherzig die Realität zurückgemeldet, und es zeigte sich, dass der Sternenstaub nur eine hübsche Puderschicht über der nicht so hübschen Wahrheit gewesen war. Die Arbeitslosenquote im Stadtteil war in all den Jahren kaum gesunken, und nun kletterte sie aufgrund von Stellenstreichungen und anderen »Freisetzungseffekten« wieder in die Höhe. Zusätzlich drängten in

der Umgebung einquartierte Flüchtlinge auf den Arbeitsmarkt, und die Schulen spuckten weitere Abgänger in eine Welt, die unter den gegebenen Umständen erst recht nichts mehr mit ihnen anzufangen wusste.

Im Stadtteil begann es wieder zu gären wie in einem Maischebotich. Jeder fünfte Einwohner war hier unter achtzehn. Wie aus dem Nichts bildeten sich neue Banden. Die größten wurden im Viertel nur die »Türken« und die »Russen« genannt, nicht weil ihre Mitglieder ausnahmslos diesen Nationalitäten angehört hätten, sondern vor allem wegen ihrer Anführer: Einer war ein Türke namens Arslan, der andere ein junger Russlanddeutscher namens Sergej. Ihre Brutalität stellte alles bisher Dagewesene in den Schatten. Wer jetzt bei einer Schlägerei den Kürzeren zog, landete nicht nur auf dem Boden, sondern auch im Krankenhaus, weil so lange auf ihn eingetreten und eingepregelt wurde, bis er sich nicht mehr rührte. Es gab Schwerverletzte, die für ihr Leben gezeichnet waren.

Und nun hatte diese Aufwallung von Unrat auch ihren Sohn erreicht. Es war an der Zeit, sich auf das Erfolgsgeheimnis der goldenen Dekaden zu besinnen, dachte Regina. *Miteinander reden*. Nur so ließ sich dem blinden Lauf der Dinge Einhalt gebieten.

Ohne auf die leise Stimme hinten in ihrem Kopf zu hören, die *Tu das nicht* sagte, drückte sie ihren Joint aus, erhob sich aus dem Sessel und machte sich auf den Weg zu Koljas Mutter.

Draußen auf dem Flur hing ein Hauch von künstlichem Zitronenaroma in der Luft, und es war angenehm kühl. Aus der Wohnung nebenan drang unverständliches Stimmengewirr. Eine Kopftuchträgerin in einem sackartigen Kittel schlurfte grußlos an ihr vorbei. Regina lächelte ihr zu, und die Frau senkte scheu den Blick. Die neuen Mieter, vermutete Regina. Eigentlich hätte sie diese Leute unverzüglich der Polizei melden müssen. Wenn in der Nachbarschaft etwas seltsam aussehende Menschen einzögen, die sich kaum blicken ließen und nur Arabisch oder eine unverständliche Fremd-

sprache sprächen, solle man die Behörden unterrichten, hatte ein hochrangiger Politiker vor einigen Jahren die Bürger aufgefordert. Ja, der Terror lauerte überall.

Mit einem Mal schnürte es ihr die Kehle zu, und ihr wurde bewusst, wie sehr sie Lutz und Raphael vermisste.

Raf, Djib und Papaya kannten sich praktisch von Kindesbeinen an. Lutz und seine damalige Frau – wie hieß sie gleich noch? Karin? Karen! Das e in ihrem Namen war ihr immer so wichtig gewesen, wichtiger als ihr Sohn – waren vor neun Jahren eingezogen; Raphael und Djibril waren damals vier gewesen, Papaya fünf. Bald darauf hatte »Karen mit e« ihren Mann verlassen und war nach Norden über die Elbe gezogen, ins »echte« Hamburg, wo ihr neuer Freund wohnte. Den Kleinen hatte sie bei seinem Vater gelassen und Lutz sogar freiwillig das alleinige Sorgerecht für ihn übertragen. Lutz hatte sich in all der Zeit rührend um seinen Sohn gekümmert – so rührend, wie es ein Vollzeit arbeitender Single-Vater eben konnte. Die beiden Jungs waren gemeinsam eingeschult worden und hatten seither immer dieselbe Klasse besucht. Anfangs waren sie entweder von Lutz oder von Regina jeden Morgen zur Schule gebracht und mittags von dort abgeholt worden. Regina hatte sich um Raphael gekümmert und ihn verköstigt, während Lutz auf der Arbeit war, und Lutz hatte auf Djibril und Papaya aufgepasst, wenn Regina einen Babysitter brauchte. Im letzten Herbst waren sie sogar für eine Woche gemeinsam an die Nordsee gefahren, zusammen mit Marion und Tari. So viele Jahre hatten Lutz und sein Sohn nun direkt nebenan gewohnt; jetzt kam es Regina so vor, als wäre mit ihrem Auszug ein Stück Heimat weggebrochen. Sie fühlte sich plötzlich fremd im eigenen Haus.

Sie fuhr mit dem Fahrstuhl ins Erdgeschoss hinunter und trat durch die Glastür ins Freie. Dabei ging sie vorsichtig um die Splitter im Foyer herum. In der vergangenen Nacht war wieder einmal eine der Scheiben eingeschlagen worden. Das geschah in regelmäßigen Abständen, und die Scheiben wurden immer so zeitnah ersetzt, dass

sie sich fragte, ob die Randalierer nicht nebenberuflich als Auftragsvandalen der örtlichen Glaserinnung unterwegs waren. Immerhin, eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme. Als Glaser hatte man in Neuwärder einen krisenfesten Job.

Rauchgeruch stieg ihr in die Nase, und sie hörte laute Stimmen, Gelächter und Hundegebell. Wie üblich hing Arslan mit seinen Leuten auf dem Kinderspielfeld hinter der Hausecke herum. Sie grillten irgendwas, und es klang, als wären sie auch schon nicht mehr ganz nüchtern. *Partytime*.

Regina wandte sich in die andere Richtung und machte sich auf den Weg zum Haus der Jugend. In den Abendstunden half Koljas Mutter, Jewdokija Tamarowa, dort hin und wieder, die sich ausweitenden Löcher in der Personaldecke zu stopfen – ehrenamtlich, verstand sich, denn für solch »unqualifizierte« Tätigkeiten wie die Betreuung von Jugendlichen gab es natürlich kein Geld. Aber für die arbeitslose Jewdokija war es immer noch besser, als den ganzen Tag zu Hause zu hocken, und genau darauf bauten die Verantwortlichen.

Das Haus der Jugend sah aus wie die Fortsetzung der Stadtteilschule mit denselben Mitteln. Es war einer jener typischen Siebzigerjahre-Flachbauten aus Waschbeton, Stahl und Glas, deren Architektur im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts als Nonplusultra für Gebäude zur pädagogischen Einwirkung auf Heranwachsende gegolten hatte. Aus schmalen Fensterschlitzen hoch oben unter dem Dach fiel Licht heraus.

Regina öffnete die Tür und trat ein.

Im Innern herrschte Hochbetrieb. Eine Gruppe von Jugendlichen beiderlei Geschlechts umringte einen Kicker in einer Ecke des großen Raumes; vier Jungen in Kapuzenshirts und Großraumhosen kurbelten wie wild an den Griffstangen mit den Plastikfiguren. Zwei von ihnen trugen Strickmützen, trotz der sommerlichen Temperaturen. Am Billardtisch im Hintergrund ging es dafür umso ruhiger zu; dort wurde offenbar gerade ein Turnier ausgetragen. Auf einer

Bank an der Wand des Raumes reihten sich mehrere Mädchen und Jungen, die den Spielern aufmerksam zuschauten. Die Glastür zum Saal war geschlossen. Über die Köpfe einiger Jugendlicher hinweg, die sich diesseits um die Tür drängten und in den Saal lugten, sah Regina den Kreis der Capoeira-Gruppe, in dessen Zentrum zwei Tänzer gerade ihre Kampfkunstfiguren aufführten. Die dazugehörige Musik wurde vom Hiphop übertönt, der aus den Lautsprechern im Café dröhnte. Papaya fehlte in der Gruppe. Aber sie würde mit Sicherheit schon bald wieder dabei sein. Auch wenn sie es mit der Schulpflicht manchmal nicht allzu genau nahm, beim Kampfsport legte sie Disziplin an den Tag.

Jewdokija saß mit ein paar Mädchen an einem Tisch, auf dem ein Spielbrett lag. Sie hatte ihren Platz so gewählt, dass sie den ganzen Raum im Blick behalten konnte. Ein Sozialarbeiter stand hinter dem Tresen und schenkte Getränke aus.

Jewdokija sah Regina sofort, als sie eintrat. Sie zog überrascht die Augenbrauen hoch, stand auf und kam zu ihr. »Hallo, Regina«, sagte sie mit ihrer heiseren Stimme, rollte dabei das R und betonte den Namen auf der ersten Silbe. »Du suchst Djibril? Ist nicht da.«

»Hallo, Dusja. Nein, nein, Djib ist zu Hause. Ich wollte mit dir sprechen.«

»Mit mir?« Jewdokija zog die Stirn kraus.

»Ja.«

»Oh ... ist gut. Komm.« Sie ging zu einer Tür im rückwärtigen Teil des Raumes. Regina folgte ihr.

Sie betraten ein kleines Büro mit einem Schreibtisch und einer Sitzecke. Die beiden Sessel an dem niedrigen weißen Resopaltisch mit dem schwarzen Rahmen waren mit blauem Stoff bezogen. Jewdokija und Regina nahmen Platz.

Die Russin war eine kleine, drahtige Frau mit aschblonden Haaren, wasserblauen Augen und kräftigen Händen. In Saratow, einer Stadt an der Grenze zu Kasachstan, war sie Krankenschwester gewesen. Andrej, ihr Mann, ein bulliger Kerl, der meist eine Wodkafahne

spazieren führte, sofern er die Wohnung überhaupt verließ, arbeitete in den Sommermonaten schwarz auf dem Bau. Ansonsten waren beide arbeitslos. Der vierzehnjährige Kolja war ihr einziges Kind.

Jewdokija legte die Hände in den Schoß und beugte sich erwartungsvoll vor. »Alles in Ordnung mit dir und dein Sohn? Und dein Tochter, sie hat Spaß in Ferien?«

Dass Papaya momentan Spaß hatte, wagte Regina zu bezweifeln. Schließlich saß sie eine einwöchige Strafe im Jugendarrest ab. Lustig fand sie das sicher nicht. Und schwänzen konnte sie auch nicht. Aber das war ein anderes Thema.

»Tja ... nein, Dusja, eigentlich ist nicht alles in Ordnung. Es geht um Djibril. Und um Kolja.« Sie erzählte Jewdokija die Geschichte mit dem Handy.

Jewdokija hörte schweigend zu, bis sie fertig war. Der Blick ihrer wasserblauen Augen wurde immer kälter, und über ihrer Nasenwurzel bildete sich eine steile Falte.

»Ich verstehe«, sagte sie schließlich. »Und du willst Polizei erzählen? Kannst du machen, weißt du.«

»Nein, Dusja, will ich nicht, deshalb erzähle ich es ja dir. Ich möchte nur, dass Djib sein Handy zurückbekommt.«

»Hm.« Jewdokija nickte. »Mal sehen. Wenn Kolja noch hat. Sonst ich kaufe neues. Jedenfalls, ich sage Andrjuscha Bescheid, dann ...« Sie machte eine Handbewegung, die andeutete, was ihr Sohn zu erwarten hatte, wenn ihr Mann von der Sache erfuhr.

»Dusja, hör mir zu.« Regina beugte sich vor und legte Jewdokija die Hand auf den Arm. »Sag Andrej nichts. Sag auch Kolja nichts. Sonst muss es Djib hinterher ausbaden, fürchte ich. Versuch, es ganz zufällig erscheinen zu lassen. Du findest das Handy. Du fragst Kolja, woher er es hat. Du lässt es ihm nicht durchgehen, wenn er lügt. Und wenn er dann die Wahrheit sagt, befiehlst du ihm, es Djib zurückzugeben, und erklärst ihm, du würdest Djib später fragen, ob er es wiederbekommen hat. Auf diese Weise bleibt Djib aus dem Spiel, verstehst du?«

Jewdokija sah sie skeptisch an. »Ist gut, ich kann versuchen. Kann ich aber nichts versprechen. Was ist, wenn ich Handy nicht finde?«

Regina zuckte die Achseln. »Pech. Dann ist es halt weg. Kann man nichts machen.«

»Kann man schon. Tracht Prügel, und Kolja kauft neues Handy. Oder wir kaufen.«

»Nein, nein, Dusja, vergiss das. Halten wir den Ball flach, ja?«

Jewdokija sah sie verständnislos an. »Auch Ball kaputt?«

»Nein, nein, ähm ... machen wir nicht zu viel Tamtam um die Sache, okay? Ich wollte nur ... na ja, nicht einfach zur Tagesordnung übergehen, das ist alles. Ich find's eben nicht richtig, wenn ein Dreizehnjähriger verprügelt und beklaut wird. Schon gar nicht, wenn es mein Sohn ist. Und dann auch noch fünf gegen einen!«

»Tja ... Jungs!« Jewdokija machte eine hilflose Geste. »Für Kolja ist auch nicht leicht, weißt du. Schlecht in Schule. Und ist Jüngste in Gruppe. Die anderen nehmen nicht ernst. Muss immer beweisen, wer er ist.«

»Wir haben's alle nicht leicht, Dusja. Deshalb müssen wir zusammenhalten, okay? Sonst geht hier bald alles vor die Hunde.«

»Keine Hunde.« Die Russin stand auf. »Aber ich werde versuchen. Okay?«

Regina erhob sich ebenfalls. »Gut.«

Sie gingen hinaus. Regina verabschiedete sich mit einer kurzen Umarmung.

Sie bemerkte nicht, dass eine der beiden Strickmützen am Kicker sie aufmerksam beobachtete und dann etwas zu einem anderen Jungen in der Gruppe sagte. Beide sahen ihr nach, als sie das Haus verließ.